

Mentl schon über des Mirtils Gred hin-

ein. „Wo denn aus so zeitlich?“ fragt der, ein starker, hochgewachsener Mann mit mellerbraunem Gesichte, leichtgebogener Nase und buschigem Schnauzbarle darunter. Die weiten Hemdärmel flattern im Morgenwinde, und das wallende, schiefgrau, über die Stirne geradlinig zugestufte Haupthaar fliebt wirr durcheinander. Die großen, schwieligen Hände halb in den Taschen der enganliegenden Lederhose versteckt, so tritt er aus der Haustür. Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen dem starken, alten Manne und dem jungen, schwächlichen Einöbhanern. Gerade und offen blickt er in die Welt hinaus, während dessen graues Augenpaar unstät den Boden sucht.

„Gerad' nur zu Euch“, gibt der Mentl Auskunft. „Hätt' ein bißel was zu reden mit Euch. Hab' wollen gestern noch herunter...“

„So geh' gleich herein in die Stube!“ fordert der Mirtil auf. „Es ist alles beim Füttern, da haben wir die schönste Gelegenheit.“

„Ich hab' mich gestern zu wenig besonnen“, fängt er nachher an, als sie um den großen Eßtisch herum sitzen, an dem noch der Rienstpan brennt. „Ich hätt' sonst das Buchergütl nicht auslassen. Aber fünftausend Gulden Rheinisch ist ein Mundvoll.“

„Ist's allweil wert“, widermeint der der Mirtil. „Wenn's nicht um den Preis hergangen wär', ich wär' noch höher gegangen. „Wenn ein's nur den schönen Bald betrachtet und die sonnigen Grün- del! Glaubst, daß das Gütl um Gut- ding ein Drittel mehr wert ist, als wie der Einöbhof?“

Der Mentl schupft ein paar mal zwei- felnd die Schultern. „Weiß nicht, weiß nicht“, sagt er. „Ein schönes Gütl ist's schon, vom selben ist gar keine Red'. Und derentwegen hätt' ich es auch wollen. Und daß Ihr seht, daß ich nicht gerad' so sag, daß es auch mein Ernst ist, ich biet' Euch bare sechs Tausender dafür. Gerad' weil mir's so schön zur Hand steht.“

„Bist leicht gar deswegen kommen?“ fragt der Mirtil trocken.

„Gerad' eigens deswegen.“

„Nachher hast einen Spaziergang gemacht und wohler hätt' es Dir tan, wenn D' im Bett liegen blieben wärest.“

„Ja, könntet Ihr denn nicht den Pro- fit einstecken? Tausend Gulden Rheini- sch sind ein Geld...“

„Mentl, ich hab' mein Lebtag nicht mit Wissen und Willen was getan, das einem ein Recht gäb', mich für einen Dummen und Spitzbuben anzuschauen“, erinnert der Mirtil. „Und Du tätest es Psni Teufel! Deinen Vormund, zum wenigsten bin ich's gewesen, den schaust so an Meinst... ich... Ich will Dich gerad' nur erinnern daran.“ Er- regt schreitet er die Stube auf und ab. Das Erinnern ist eine Anspielung dar- auf, auf welche Art der Mentl den Ein- öbhof zugeschrieben erhalten.

„Ich hab' Euch doch keine Schlechtig- keit zugetraut“, sucht sich der Mentl rein zu waschen. „Es bietet ja oft einer am

andern Tag' mehr, weil er sich die Sach' überlegt hat.“

„Ist auch wieder recht“, sagt der Mirtil kurz und bleibt vor dem Tische stehen. „Über das brauchst' kein Wör- tel mehr. Ich weiß Dein Begehren, und ich sag' Dir darauf: Der Bucherhof ist für den Beri kauft, er ist ihm geschrie- ben und gehört sein. Und wenn Ihr Euch wegen dieser oder jener Sach' vor dem Beri zu schämen habt, sel macht mit Euch aus. Wirft mich verstehen.“

Der Mentl fährt mit einem Ruck vom Schragen auf und geht mit kurzem Gruße aus der Stube. Aber es ist nicht gerade der freundlichste Blick, den er unter der Türe nach dem ehemaligen Vormunde wirft.

schlecht beisammen gewesen. Und der Lippel hat baut und baut. Was er nicht verspielt hat, sel hat er verbaut. Der Stadel ist neu gebaut worden seither, die Ställe gewölbt wie eine Kirche, und wer weiß, was noch alles gerichtet wor- den ist. Gerade das Herz tut ihm weh', wie er durch den Hofraum geht und rechts und links sieht. Und das alles gehört jetzt dem Beri! Leiden hat er ihn nie recht können, den Bruder, der ihm vom Vater — Gott tröst' ihn! — und von der Jugend des ganzen Gerich- tes immer vorgezogen worden. Er hat ihn selbst Mal oft und oft um seine Stärke, seinen kräftigen Wuchs und seine Gewandtheit beneidet, aber nun liegt die Sache anders denn damals. Gerade

len. Aber käm' einmal die Reih' an mich!“

Die Bäuerin seufzte schwer auf, dann schupft sie die Schultern. „Auch recht!“ Aber es ist ihr anzusehen, daß es ihr nicht recht ist. Sie hat ihre Gründe, weswegen sie den Zukauf des Bucherho- fes so sehnlich gewünscht. Doch was nicht geht, sel geht eben nicht.

Während sie nun schweigend beim Ofen herumwerkt, sinnt sie nach, wie schön es gewesen wäre wenn der Bucher- hof wieder zum Einöbhof gekommen wäre. Mit einem Schlage wäre sie die größte Bäuerin geworden im ganzen Gerichte, und wenn sie dies auch nicht voll hätte entschädigen können für die lieblose Ehe, die sie eingegangen, etwas wäre es doch gewesen. Und dann: Wer weiß, wäre der Beri auf eine an- dere Weise jemals mehr heimgekommen. Wenn er schon nicht beim Militär blieb, was ja oftmals geschieht, wenn einer halbwegs verrückt, er konnte sich immer- hin in der Welt draußen irgendwo ein ruhig Plätzchen gesucht haben, lieber, denn in der Heimat, wo ihn gerade alle jene verraten, die es am wenigsten hät- ten tun sollen... Aber es ist nun einmal so: Wenn kein unvorhergesehenes Un- gemach dazwischen tritt, kommt er heim und... Sie spinnt den Gedanken nim- mer zu Ende. Ein Frösteln läuft ihr über den Rücken hinab. Es kann eine schöne Geschichte werden!

(Fortsetzung folgt.)

Die katholische Kirche in Japan.

Pater Benzeslaus Kinold, Missionär in Sapporo in Japan, schreibt aus Ja- pan:

Wohl kaum ein Land ist in der Welt in den letzten Jahren mehr genannt, als Japan. Sicherlich interessiert es daher auch manche Leser, etwas von der katho- lischen Kirche in Japan zu hören.

Das Christentum wurde zuerst vom heiligen Franz Xaver in Japan gepre- digt. Da seine Worte auf guten Boden fielen, kamen bald andere Missionäre aus verschiedenen Orden. Tausende ließen sich taufen und über das ganze Land hin waren katholische Gemeinden zerstreut. Doch regte sich auch bald der Feind alles Guten. Dem Kaiser wurde Mißtrauen gegen die Christen eingeflößt und er ließ sich herbei, eine blutige Ver- folgung anzuordnen. Unter der großen Schaar von Märtyrern ragen besonders viele Franziskaner hervor. An ihrer Spitze war der heilige Petrus Baptista mit seinen Genossen. Die Zahl aller, welche für den Glauben sterben mußten und meistens nach vorhergegangenen furchtbaren Folterqualen, ist nicht fest- zustellen, doch waren es sehr viele. Aber trotzdem breitete sich das Christentum immer weiter aus. Im Jahre 1603, das ist sechs Jahre nach dem Tode des heiligen Petrus Baptista, sollen gegen 600,000 Christen in Japan gewesen sein und noch 6000 die heilige Taufe empfan- gen haben. Indessen hielt die Verfol- gung an und im Jahre 1636 wurde allen Ausländern unter Todesstrafe der Ein- tritt in das Land verboten. Dur-

W



enn man daran ist sich eine Zeitung anzuschaffen so sollte ein katholischer Christ nicht vergessen, daß die katholische Presse vor allem von ihm berücksichtigt werden soll. Sie ist seine Presse.

Tue

D



aßer ein jeder, was er kann. Anstatt ein ungläu- biges oder gleichgültiges Blatt zu unterstützen, sei es durch Abonnement, sei es durch Anzeigen in einem solchen Blatt, mache man es so, wie

es

P



raktischen Katholiken zukommt. Diese halten wenig- stens eine katholische Zeitung, geben derselben ihre Annoncen und führen ihr neue Abonnenten zu. Wer's bisher noch nicht getan hat, der tue es

jetzt

„Malefizspiel!“ brummt er, als er den Ager hinanstampft. „Verstehen tut man den Sakra, wenn er was sagt. Und so dafig bringt er alles heraus! „Abert wart' nur, Lump, leicht kann ich auch einmal mit einem Gefallen aushel- fen.“

Als er die Hänge hinaufkommt, wen- det er sich so, daß er durch den Bucherhof durchgehen muß. Er will sich das Örtel durchgehen. Er hat es doch noch einmal ansehen. Er hat es schon lange nimmer aus der Nähe gese- hen, weil zwischen dem Einöbhofe und dem Bucherhofe schon lange Feindschaft besteht; als Bub ist er öfter hingekom- men. Was fragt so ein Bub nach einer Feindschaft. Ist selbes Mal schon nicht

vom Herzen gönnt er ihm den schönen Hof auch nicht; er hätte ihn schon lieber selbst. Aber die Broni hat den Beri eh'zeit gern gehabt und hat ihn, den Mentl, nur über Zureden ihrer Eltern des Hofes wegen geheiratet. Damals hat er sich aus diesem Umstande nicht so viel gemacht, weil er nur die Broni kriegt hat. Aber jetzt kommen ihm allerhand Gedanken,

„Malefizspiel!“ ärgert er sich. „Das ist gerad' noch abgegangen!“

„Was hast gerichtet“ fragt daheim sein Weib und geht ihm schon einige Schritte entgegen.

„Nichts“, sagt er kleinlaut darauf. „Zureden hätt' mir der Lump gern wol-